Karl May in den Basteischlüchten

Zwar ... noch tönt nicht der Hugh-Ruf der Indianer durch die Schlucht hinter der Bastei und dem Wehlturm. Aber man glaubt ihn doch schon weither um die Spitze des Turmes wehen zu fühlen, der mit seiner Umgebung nicht mit Unrecht als eine der malerischsten Stellen des Elbsandsteingebirges gerühmt wird. Fuß, Sockel und eine kleine Ebenheit vor der eigentlichen Turmspitze geben ganz von selbst drei Bühnenebenen her – eine unten, wo die Reiter heran- und vorüberbrausen können (für 10 bis 12 mitwirkende wilde Mustangs mußte im Kurort Rathen Stallung beschafft werden) – eine in der Mitte, wo sich die eigentliche Handlung des Karl-May-Stückes abspielen wird – und eine dritte hoch oben auf erwähnter „Ebenheit“ mit ziemlich hohem Baumbestand. Wir sehen schon dort oben am jähen Felsenhang, von unten vielleicht noch „schwindliger“ anzusehen als von oben,

die Trapper heranschleichen,

um das unten ruhende Indianerlager auszuspähen. Oder umgekehrt! Wir werden es ja erleben! Die Spannung ist groß!

Was bis jetzt geschah, ist in der Hauptsache technische Einrichtung: ein Weg wurde geebnet. Sitzbänke wurden aufgestellt. 2400 Besucher werden sitzen können gegen 1800 bei den Aufführungen im vorigen Jahr. Es wird auch für die Darsteller ein schöner Anblick sein, wenn sie einmal auf die Zuschauerreihen hinübersehen. Denn in leichtem Bogen, wie eine offene Muschel, heben sich die Bänke bis zum nackten Massiv der Gansfelsen hinan. Nicht leicht war es, die Garderoben, die bisher in leichtem Verschlag eine Höhle benützten, so unterzubringen, wie es für den großen Personenaufwand des Karl-May-Stückes nötig ist; nicht weniger als sechs Terrassen mußten dafür angelegt werden, und noch dazu mit so großer Umsicht, daß

nichts Wesentliches verändert

würde; denn das ganze unvergleichlich eindrucksvolle Gebiet steht ja unter Naturschutz!

Eine für das Theater wichtige Angelegenheit freilich brauchte nicht gebaut zu werden. Zwischen Unter- und Oberbühne bilden zwei aufrechtstehende Felsenwangen einen Spalt, gerade so breit, daß ein ausgewachsener Mensch drin hocken kann. Da hat man ein Brett hineingeklemmt. Und darauf sitzt die Seele des Theaters – der Souffleur. (Oder sollen wir auf deutsch „Der Flüstergeist“ sagen?) Denn flüstern muß er – und leise – denn die Schallwirkung in diesem von der Natur unvergleichlich für diesen Zweck geschaffenen Theater ist vorzüglich. Ja, die Akustik ist so gut, daß der ein wenig „um die Ecke“ in einer geräumigen Höhle untergebrachte Haarkräusler und Maskenmaler jedes auf der Bühne gesprochene Wort hören und so zugleich den „Inspizienten“ spielen kann.

In einer großen alten Buche wurde der Beleuchterstand angebracht, von dem aus die die Szenenbilder wechselvoll bald unten, bald oben, bald ganz oben beleuchtenden Scheinwerfer bedient werden – gerade legte die Reichspost auch eine Fernsprechleitung durch Felskluft und Wald ... gleichsam von Ast zu Aestchen.

Bald beginnen die Proben;

denn schon treffen die Schauspieler in ihren Privatquartieren in Rathen ein. Die sechzig im „namenlosen Heer“ mitwirkenden Ortseingesessenen fiebern schon vor Spiellust – denn man erwartet natürlich einen Riesenzulauf zu dieser einzigartigen Darbietung im Elbsandsteingebirge, auch von außen her. Selbst der amerikanische Botschafter in Berlin hat sein Kommen in Aussicht gestellt.

Noch ist bis dahin vier zu schaffen. Aber Rathen ist gerüstet. Das beweist der blitzsaubere Eindruck, den das Städtchen am ersten sonnigen Maitag machte.

*

Nun ist am Montag auch eine der wichtigsten Personen des Stückes eingetroffen,

der Indianer Os-ko-mon.

Er führt sein Herkommen auf den Stamm der Yakema zurück. Im Stück stellt er in einer im übrigen stummen Rolle einen Medizinmann dar, der den Apachen vor dem Auszug in einen Kampf ein unheilvolles Ende voraussagt, das auch Old Shatterhand nicht abzuwenden vermag – in einem Sang natürlich. Denn ihm hat der „Lieder süßen Mund“ zwar nicht Apoll, aber Manitu verliehen und er wird mit

seiner sehr angenehmen Tenorstimme mit warmem, baritonalem Klang durch ihre in der Anlage begründenden tragenden Natürlichkeit dem Felsenturm Wehl ein neugeartetes Leben einflößen, das ihren wilden Cannonklüften durchaus nicht widerspricht. Seine Lieder sind meist kultische Gesänge aus verschiedenen Stammessprachen. Noch reizvollere Wirkung ist von seinen Tänzen zu erwarten, die von ihm choreographisches entwickeltes, uraltes Stammesgut darstellen. Fesselnd hörten wir von ihm: „Ich kam nach Paris, erfaßt von dem viele Amerikaner beherrschenden Irrtum, sie müßten in der europäischen Kultur ihre Abrundung finden, mit der Absicht, ein europäisch kultivierter Sänger zu werden, aber in meinem fünfjährigen Studienaufenthalt in Paris fand ich mich zum Indianer.“ Als Tänzer hat Os-ko-mon keine Schule; alle seine Solotänze, die er bis jetzt in Frankreich und England, aber noch nie in Deutschland zeigte, sind ohne Ausnahme aus ihm selbst entstanden.

Wir werden sehen und hören! Aber wir können uns jetzt schon vorstellen, mit welchem überwältigenden Zauber die langen Glieder dieses stattlichen Mannes durch den Fackelschein der Felsenbühne geistern werden und wie der Klang seiner Stimme vom leisen Hauch bis zum wilden Schreckruf aus der Höhlentiefe der Wehlturmwand zum Felsenspiegel am Fuße der Gansfelsen hinüberschweben – und wie schließlich das Kriegsgeschrei der Rathener Indianer unter seiner Lehre etwas vom Drange uramerikanischer Wildheit gewinnen wird! K. H.

Aus: Dresdner Nachrichten, Dresden. Nr. 217, 10.05.1938, S. 5.
Texterfassung: Hans-Jürgen Düsing, August 2019